

Für unsere Kinder

Nr. 16 ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ 1915

Inhaltsverzeichnis: Gruß der Sonne. Von G. Keller. (Gedicht.) — Der Mai ist gekommen. Von H. — Wie wohl die Welt entstanden sein kann. Von Felix Linke. — Die Tiere und der Mensch. Ein arabisches Märchen. — Herr Frühling. Von Robert Prutz. (Gedicht.)

Gruß der Sonne.

Aus den braunen Schollen Springt die Saat empor, Grüne Knospen rollen Tausendfach hervor.	In den Frühlingsregen Sieben Farben streun Und auf Weg und Stegen Meinen goldnen Schein!	Bringt — ich bin die Sonne — An das Kerkertor, Was ihr habt gesponnen Winterlang, hervor!
--	---	--

Und es ruft die Sonne: Fort den blassen Schein! Wieder will ich Wonne, Glut und Leben sein!	Ruhn am Felsenhange, Wo der Adler minnt, Auf der Menschenwange, Wo die Träne rinnt!	Alle finstern Hütten Sollen Mann und Maus Auf die Aue schütten, An mein Licht heraus!
--	--	--

Wieder wohlzig zittern Auf dem blauen Meer, Oder zu Gewittern Führen das Wolkenheer!	Dringen in der Herzen Kalte Finsternis, Blenden alle Schmerzen Aus dem tiefsten Riß!	Mit all euren Schätzen Lagert euch herum, Wendet eure Fesseln Vor mir um und um!
---	---	---

Daß durch jeden Schaden Leuchten ich und dann	Mit dem goldnen Faden Ihn verweben kann!	Gottfried Keller.
--	---	-------------------

Der Mai ist gekommen.

Es war der erste Sonntag im Mai. Onkel Wilhelm, der zwölfjährige Fritz, die zehnjährige Anna und Klein-Trudchen, die erst vier Jahre zählte, verbrachten den sonnigen Nachmittag im Walde. Die schlanken Weißbuchen trugen schon ganz kleine grüne Blättchen, und die dunklen Tannen hatten an allen Zweigen helle, saftige Spitzen angelegt. Unter dem knospenden Buschwerk schwankten zarte Anemonen; wo Sonne war, hatten sie die schnee-weißen Augensterne groß aufgeschlagen, im Schatten aber trugen sie die Köpfschen gesenkt und zeigten die blasroten Wädschen. An feucht-warmen Hängen blühten honiggelbe Schlüsselblumen und wurden von den Kindern mit Jauchzen begrüßt.

Es war das erstemal in diesem Frühjahr, daß die Kinder so recht fröhlich den lieben, langen Nachmittag im sonnigen Walde herumstreifen konnten. Bisher war das Wetter rauh und regnerisch gewesen, auch hatte Onkel Wilhelm keine Zeit gefunden, mit ihnen zu

gehen. Mutter war die ganze Woche auswärts auf Arbeit und war froh, wenn sie am Sonntag etwas ausruhen konnte. Meist hatte sie aber am Sonntag zu flicken, zu waschen und zu putzen, um die kleine Hinterhauswohnung, sich selber und die drei Kinder in Ordnung zu halten.

Vater war im Krieg. Wie lange mochte es schon her sein? Gleich in den ersten Tagen des August hatte er einrücken müssen. Vor Weihnachten hatten sie eine Zeitlang gar keine Briefe mehr bekommen, dann hatte Mutter erfahren, daß Vater verwundet sei und in einem Lazarett liege. Das war ein trauriges Weihnachten gewesen.

Sie hatte in jener Zeit immer viel geweint. Klein-Trudchen aber hatte geschmolzt: Böses Lästchen.

Im Februar war Vater, der notdürftig wiederhergestellt war, auf Urlaub einige Tage nach Hause gekommen. Das waren frohe Tage gewesen. Vater hatte auch einiges erzählt. Aber gar nicht

von lauter Sieg und Heldentaten, oder wie barbarisch der Feind sei. Vater redete nicht gern vom Krieg, er sei so schrecklich, daß man gar nicht daran denken möge.

Und wie schrecklich, daß alle die schönen Felder verdorben, ganze Dörfer, ja Städte zusammengeschossen würden und daß die armen Einwohner, die doch nichts verschuldet hätten, in Elend und Hunger leben müßten.

„Aber es sind doch unsere Feinde,“ hatte Fritz erwidert; Vater hatte ihn dann so eigentümlich angesehen und gesagt: „Fritz, jene Leute haben den Krieg so wenig gewollt wie wir und sind genau so gute Menschen wie du und ich. Wenn du ein paar Jahre älter bist, wirst du das besser verstehen.“

Bald darauf hatte Vater wieder fort müssen und war ganz weit hinüber ins Belgische gekommen. Er hatte schon wieder ein paar furchtbare Schlachten mitgemacht, und Mutter lebte jeden Tag in Angst und Sorge und seufzte oft: „Wenn dieser gräßliche Krieg nur schon vorbei wäre.“

Fritz hatte auch gar keine Freude mehr an dem Soldatenspiel der Kameraden auf der Straße, er mußte immer daran denken, was Vater erzählt hatte. Neulich war ein Zeppelin über die Stadt geflogen. Da waren die Kinder alle zusammengelaufen und hatten Hurra gerufen. Er mit. Der Zeppelin war auch gar so stolz und sicher unter den Wolken und den Fetzen blauen Himmels dahergeflogen. Einmal hatte er eine prächtige Wendung gemacht, so selbstverständlich wie ein Fisch im Wasser. Neben Fritz stand ein Arbeiter, der auch hinausschaute. „Wie schön das nun wäre,“ murmelte der, „wenn dieser Zeppelin statt Maschinengewehre und Bomben frohe Reisende, Waren oder die Post von Land zu Land tragen würde.“

Daran hatte Fritz vorher gar nicht gedacht. Jetzt mochte er nicht mehr Hurra rufen. —

* * *

Die Kinder und Onkel Wilhelm hatten sich an einem sonnigen Waldrand gelagert und verzehrten ihr Vesperbrot. Vor ihnen breitete sich ein sanfter Wiesenabhang, aus dessen saftigem Grün bescheidene Gänseblümchen, Hundsröselchen und blaßes Schaumkraut herübergrüßten. Im Tale floß ein Bächlein unter Erlen und Pappeln, die voller Käzchen hingen

und viele davon auf die schmalzig glänzenden, goldgelben Dotterblumen herabschüttelten. Vom Hange drüben leuchtete eine Wiese mit blühendem Löwenzahn wie ein hellgelber Teppich, und dahinter lugte zwischen schneeweißer Pflaumen- und Kirschenblüte ein besonnes Dörflein still hervor. Der laue Lusthauch trug die Stimmen spielender Kinder, das langgezogene Gatlern sich sonnender Hennen und ab und zu das ferne Rollen eines Wagenrads herüber. Städtische Ausflügler bewegten sich auf allen Wegen, ihre farbigen Kleider und hellen Hüte winkten fröhlich zwischen den Hecken und Baumwiesen. Eine Schar junger Arbeiter und Arbeiterinnen zogen in geschlossenem Zuge dem Walde zu und sangen in frischem Takt das Märlied der Arbeiterjugend:

Auf, Freunde, laßt das Lied erklingen,
Das Frühlingslied der neuen Zeit.

Die kleine Gesellschaft am Waldrand lauschte den singenden Stimmen. Ganz klar brachte der Wind die Worte herüber:

Laß toben sie! Die Sonne lacht!
Der Völkerfrühling muß erstehen!

Und nun kam der Kehrreim, den auch Onkel Wilhelm und Fritz kräftig mitsang:

Hoch flattert das Panier!
Die Freiheit bringen wir!
Dem Völkerbund treu immerdar
Ist Deutschlands Proletar.

Fritz hatte inzwischen von einem Stück Eschensweig, von dem er die Rinde durch Klopfen sorgfältig gelöst hatte, sich eine kleine Flöte verfertigt, auf der er die Melodie des Liedes zu spielen versuchte. Auf einmal legte er das Instrumentchen beiseite und frug den Onkel nachdenklich: „Du, was ist denn eigentlich Völkerfrühling?“

Onkel Wilhelm begann sich ein wenig, dann stellte er die Gegenfrage: „Sag mir zuerst, was ist der Frühling?“ „Der Frühling?“ sagte Fritz, „nun, das ist die Zeit, in der die Bäume blühen, die Blumen kommen, wo es schön und warm ist wie heute.“

„Ja,“ ergänzte der Onkel, „der Frühling ist die Zeit, wo alles zu leben anfängt, wächst und gedeiht, wo auch das kleinste Pflänzchen im tiefen Wald genug Sonne und Wärme bekommt, sich zu entfalten, schön und groß zu werden. Der Mai ist der herrlichste Monat

im Jahr, darum hieß man ihn früher Sonnenmond, und auch wir, die keinen Garten besitzen und höchstens Sonntags aus der staubigen Stadt herauskönnen, auch wir freuen uns, wenn er da ist, fühlen uns gesunder und wohler. So, und nun denk ein bißchen nach, was wird man wohl unter dem Wort Völkerfrühling, Völkermai verstehen?"

Anna hatte sich bisher schweigend mit ihrem Strauß beschäftigt. Jetzt sah sie auf. „Ich meine,“ sagte sie langsam, und ihre großen Blauaugen sahen dem Onkel voll ins Gesicht, „der Völkermai ist eine Zeit, wo niemand mehr Hunger leiden oder frieren braucht, wo sie alle wachsen und schön werden, wie die Blumen im Frühling.“

„Ja,“ rief Fritz eifrig dazwischen, „wenn dann Trudchen wieder krank wird, braucht Mutter nicht mehr auf's Armenamt zu laufen.“

„Wird dann Vater nimmer in Krieg müssen?“ fragte Anna.

„Was meinst du?“ antwortete Onkel Wilhelm, „wenn alle Menschen genug zum Leben haben, werden sie dann noch miteinander streiten, einander bestehlen oder gar berauben?“

„Wohl nicht,“ entschied Fritz.

„Siehst du, so geht es auch den Völkern,“ sagte Onkel Wilhelm. „Du hast ja selber vorhin mitgesungen: Dem Völkerbund treu immerdar. Einen großen Bund werden alle Völker dann bilden, und statt miteinander Krieg zu führen, werden sie alles, was sie brauchen, in fleißiger Arbeit herstellen, und was der eine nicht hat, das wird er beim Nachbar für etwas anderes eintauschen.“

„Und Vater kann dann immer bei uns bleiben,“ rief Anna, sprang auf und klatschte in die Hände.

„Hoffentlich kommt dann bald der Völkerfrühling,“ sagte Anna. „Ich arbeite ja gern für die Mutter, wenn sie müde ist, aber ich möchte nicht immer nur für fremde Leute schaffen.“

„Unser Lehrer hat gesagt,“ unterbrach sie hier Fritz, „eine so schöne Zeit könne es gar nie geben. Arm und reich seien von jeher gewesen und auch Kriege werden immer wieder sein.“

„Dein Lehrer weiß eben auch nicht alles,“ erwiderte Onkel Wilhelm lächelnd. „Freilich weiß er in seinem Fach viel, viel mehr als du und ich, aber alles hat er noch lange nicht studiert. Wäre er ein Arbeiter wie dein Vater oder ich, so wüßte er, daß eine solche Zeit sehr gut möglich ist, ja mehr noch, daß diese Zeit kommen muß. Von selber freilich kommt sie nicht, wie der Frühling in der Natur, den wir bloß abzuwarten brauchen. Wißt ihr noch, wie die letzte Strophe anfing, die die jungen Leute vorhin sangen?“

„Freilich,“ riefen Fritz und Anna, „wissen wir's. Vetter Jakob hat uns ja das Lied letztes Jahr gelehrt, als wir mit ihm zu dem Jugendfest gingen. Der Vers heißt:

Und was uns heute hier vereint,
Um was wir ringen, heiß und schwer,
Ist, daß der Freiheit Sonne scheint
Bald auch dem Proletarierheer.“

„Aber ihr habt ja keine Kanonen und Gewehre,“ sagte Fritz.

Der Onkel lächelte. „Es gibt auch eine andere Art zu kämpfen, die edel und heldenmäßig ist. Dein Vater hat schon viele Jahre so gekämpft.“

„Ich weiß, was du meinst,“ sagte Anna. „Wenn Vater und Mutter abends in die Versammlungen gingen, oder Sonntagmorgens Flugblätter austrugen, oder wenn Vater manchmal den ganzen Tag über auf den Dörfern draußen war und zu den Leuten redete, das war gekämpft.“

„Und als er letztes Jahr den großen Streit mitmachte und deshalb die Arbeit verlor, das war auch gekämpft,“ ergänzte Fritz mit Stolz.

„Letztes Jahr“, begann Anna geheimnisvoll, „kam einmal ein Schutzmann zu uns und wollte etwas haben. Nachher hat er den Vater mitgenommen. Da hat Mutter geweint, aber ich habe gehört, wie Vater sagte, er sei stolz darauf, ein Kämpfer müsse auf alles gefaßt sein.“

„Ja,“ sagte Onkel Wilhelm, „auch in unserem Kampf gibts Wunden und Schmerzen, wenn auch nicht immer äußerliche. Und es wird noch harte Arbeit kosten, bis unser Bund so stark und mächtig ist, daß er den Völkerfrühling herbeiführen kann.“

„Sobald ich groß bin, will ich da mitkämpfen,“ rief Fritz begeistert.

* * *

„Trude will auch mitkämpfen“, erklang unerwartet eine kleine Stimme neben den Sprechenden. Trude war das Sorgentind der Familie, ein blaßes Großstadtplänzchen, das oft krank war und häufig hustete. Heute war sie tapfer mitmarschiert. Für ihren kleinen Körper war es gar keine so geringe Kunst, allen den heimlichen Hindernissen und Fallstricken auszuweichen, die der laubbedeckte Waldboden in Gestalt von versteckten Wurzeln und tückisch aufragenden Baustümpfen den ungeübten Füßchen in den Weg legte. Stillbetgnügt hatte Trude, während die andern sich unterhielten, ihr Vesperbrot gegessen und war schließlich, den Kopf auf Onkels Knien, selig eingeschlafen. Am so erstaunter waren jetzt alle, als sie plötzlich redete.

Fritz begann zu lachen. „Du bist ja viel zu klein, Trude.“

„Trude ist nicht zu klein,“ trotzte das Schwesterchen.

„Trude hat ganz recht,“ begütigte der Onkel. „Trude hat sogar schon mitgekämpft für den Völkerfrühling.“

Fritz und Anna machten erstaunte Gesichter.

Onkel Wilhelm streichelte Trude über die blonden Härchen, die in der schrägen Nachmittagssonne wie Seide schimmerten. „Wißt ihr denn nimmer,“ wandte er sich an die beiden Geschwister, „wie lieb und geduldig unsere Trude in ihrem Bettchen lag, als sie der böse Husten quälte? Sie hat nie so gestrampelt und geschrien wie Nachbars Karl, der den Husten gar nicht so schlimm hatte und auch noch viel älter ist. Daß war tapfer von

unserer Trude, und sie hat der Mutter, deren Herz sowieso schon voller Sorgen ist, einen großen Dienst damit getan. So tapfere und liebe Buben und Mädchen können wir brauchen in unserem Kampf.“

„Habe ich auch schon gekämpft, Onkel?“ fragte Anna.

„Ei,“ sagte der Onkel lächelnd, „weißt du das nicht selber? Weißt du vielleicht noch den Spruch, den ich dir einmal lehrte, als du so gerne Schlittschuhlaufen gehen wolltest, und Mutter doch schon so müd war und deine Hilfe gut brauchen konnte?“

Anna blickte beschämt zu Boden. „Ja,“ sagte sie leise. Der Spruch lautet:

Sich selbst bekämpfen ist der schwerste Krieg,
Sich selbst besiegen ist der allerhöchste Sieg.

„Sieh,“ sagte der Onkel, „dadurch daß ihr euren Eltern, wo ihr könnt, helft, ihnen möglichst wenig Sorge und Ärger zu machen versucht, dadurch macht ihr ihnen das Herz leichter und mutiger für den großen Kampf, den sie zu führen haben. Ihr selber aber übt euch in den Waffen, die ihr nachher braucht. Sie heißen: Solidarität, Mut und Wissen.“

„Was ist Solidarität?“ frug Fritz.

„Wenn du auf der Straße spielst und siehst einen alten Arbeiter, oder eine schwache Frau, oder ein Kind wie du, das sich an einer schweren Last abschleppt, und du springst hinzu, legst Hand an und hilfst, so ist das Solidarität,“ antwortete Onkel Wilhelm. — „Und wenn du siehst, daß ein kleines Mädchen oder ein Tier von irgendeinem großen Jungen geschlagen wird, und du läufst herbei und hilfst dem Schwachen, auch wenn der andere viel stärker ist als du, so ist das Mut. — Und Wissen ist, wenn du nicht bloß deine Schulaufgaben fleißig lernst, sondern wenn du über alles, was dir begegnet, oder was Vater und Mutter dir sagen deine Gedanken machst. Was du nicht verstehst, darüber fragst du die Großen, und fragst immer wieder, wenn dir etwas nicht richtig scheint.“

„Ich möchte oft etwas fragen,“ sagte Anna kleinlaut, „aber ich getraue mir's nicht immer. Beter Jakob lacht manchmal und sagt, ich sei ein dummes Gänschen.“

„Schadet nichts,“ sagte Onkel Wilhelm, „auch Beter Jakob ist nicht als Weiser vom Himmel gefallen. Mut, Anna, keine Angst vor dem Ausgelachtwerden. Nun aber, Kinder, wollen wir heimgehen, die Sonne steht schon tief im Westen und Mutter wird warten.“

Die kleine Gesellschaft machte sich auf den Heimweg. „Ich will ein tüchtiger Kämpfer werden,“ sagte Fritz. „Ich auch,“ rief Anna.

„Aber merkt euch, Kinder,“ sagte Onkel Wilhelm, „es ist nicht so leicht, ein guter Kämpfer zu sein. Da muß man vieles tun, was uns gar nicht gefällt, manchmal die Zähne aufeinanderbeißen und auf dies und jenes verzichten. Wollen bedeutet sehr viel, bedeutet Hand anlegen, nicht nur, ‚ich möchte gern‘. Wenn ihr älter werdet, wird euch das immer klarer werden. Aber Wollen macht auch froh. Wenn man etwas Gutes getan hat, ist man immer froh.“

Die Sterne blinkten am dämmernden Frühlingshimmel, als die Wanderer heim kamen. Die Mutter wartete schon. „Mutter, wir wollen tüchtige Kämpfer werden für den Völkerzrühling,“ rief Fritz, sie stürmisch begrüßend. „Onkel hat uns so viel davon erzählt,“ ergänzte Anna, „da gib's jeden Tag genug zu essen, und wir können in schönen, hellen Häusern wohnen, und Vater und du brauchst nimmer so viel arbeiten. Vater braucht auch nicht mehr in den Krieg. Fritz und ich — und Trude auch — wollen mithelfen, daß es bald so weit ist. Wir wollen richtig!“

Die Mutter lächelte glücklich. In der Stille des einsamen Sonntagnachmittags hatten ihr die Sorgen fast das Herz abdrücken wollen. Die frohen Worte der Kinder leuchteten wie ein Sonnenstrahl in ihren Kummer, ein Sonnenstrahl aus dem Lande des Völkerzrühlings, vom Völkermai. -ht-

o o o

Wie wohl die Welt entstanden sein kann.

Wie wohl die Welt entstanden sein kann, ist die Frage Tausender und aber Tausender Grübler gewesen. Und soviel Fragen gestellt wurden, soviel Antworten hat man erfunden.

Erfunden! Das ist das richtige Wort dafür! Denn wenn die Leute „nachgedacht“ haben, wie die Welt entstanden sein könnte, dann haben sie genau so „gedacht“, wie leider heute noch viele Leute „denken“: sie haben sich etwas eingebildet, dies für bare Münze genommen und dann daran herumgedeutelt. „Philosophen“, auf deutsch Freunde der Weisheit, hat man die Leute geheißt, die mit einem fabelhaften Aufwand an Spitzfindigkeit auf die Einbildungen ihres Gehirns immer weitere Gedankenreihen und Schlüsse setzten, bis ein großes Gebäude, das

„System“, die „Theorie“ entstanden war. An dessen innerlicher Unsinnigkeit aber bißen sich Tausende fleißiger wissenschaftlicher Arbeiter die Zähne aus, ohne zu merken, daß sie Unsinn machen mußten, weil der Grund große Brüche hatte, auf dem das Gebäude errichtet war, an dem sie ändern wollten.

Das schlimmste war eben dieses „Denken“. Mit Denken allein wollten die Leute alles erkennen, und das ist der Grund dafür, daß die meiste Denkarbeit seit den ältesten Kulturzeiten bis heute, soweit sie sich Philosophie nennt, so herzlich wenig wirkliche Erkenntnis der Welt und ihrer Vorgänge an den Tag brachte. So schön und wichtig das Denken nämlich ist, wenn es ohne eine wirklich gute Grundlage geschieht, kann nichts Brauchbares dabei herauskommen. Die Grundlage des Denkens aber ist das Wissen, und das Wissen beruht allein auf der Erfahrung. Alles andere Wissen ist falsch, weil es weder erwiesen noch eingesehen werden kann. Soweit die Schlüsse, die auf Wissen beruhen, nicht mehr mit der Erfahrung übereinstimmen, sind sie falsch, beruhen sie auf Denkfehlern. Und selbst, wenn keine Denkfehler in den Schlüssen nachweisbar sind, müssen wir den Erfahrungsstatsachen glauben, nicht den Schlüssen. Der berühmte französische Philosoph Descartes sagte zwar, daß er in solchem Falle nur seinem Verstand glauben würde; aber dieser Standpunkt hat sich bei ihm und allen Nachbetern dieser Weisheit schwer gerächt, denn ein großer Teil seines Lebenswertes, sogar der größte, konnte deshalb keinen bleibenden Wert behalten. Wie selbstverständlich aber unser Standpunkt ist, geht schon aus der einen Tatsache hervor, daß sich doch das menschliche Gehirn, das die Denkarbeit vollbringt, erst durch die Einflüsse und Eindrücke der Umwelt entwickelt, sich ihr anpaßt. Und wo sich Unstimmigkeiten ergeben, deutet das auf Denkfehler oder auf Krankheit des denkenden Gehirns.

Was das wohl mit der Entstehung der Welt zu tun hat? — Weil diese anfängliche Frage das beste Beispiel für den Denksinn der zahlreichen philosophischen Schulen gewesen ist.

Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigener Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln!

Auch in der Beantwortung der Frage nach der Entstehung der Welt sehen wir den Zeitspiegel. Das Wissen jeder Zeitperiode lag den Anschauungen zugrunde, die man sich über die Entstehung der Welt gemacht hat. Und

nicht allein das Wissen lag diesen Anschauungen zugrunde, sondern auch das vermeintliche Wissen und das ganze Drum und Dran, was die betreffende Zeit kennzeichnet. In einer Zeit, da es noch gar kein Wissen gab, da die Menschen noch so unwissend waren wie die kleinen Kinder, konnten die Anschauungen von der Entstehung der Welt natürlich nur phantastische Geschichten und Märchen sein, die heute naturwissenschaftlich wertlos sind und, wenn sie wirklich getreu überliefert wurden, nur geschichtlichen oder literarischen Wert besitzen. Denn ob der betreffende Gott, der in den Sagen die Welt „gemacht“ hat, aus dem Wasser gestiegen oder aus einem Ei geschlüpft ist, bleibt sich gleich kindlich, ganz abgesehen von der weiteren Kindlichkeit, die sich dabei begnügt, daß Wasser oder Ei vorhanden war, und nicht danach frug, woher denn nun dieses eigentlich stamme. Für die naturwissenschaftliche Erkenntnis hat es nur Zweck, sich darüber Rechenschaft zu geben, wie sich diejenigen Wissenschaftler die Sache vorgestellt haben, die bereits im Besitz einiger grundlegender Naturerkenntnisse waren. Leider war das erst sehr spät der Fall. Der erste, der wirklich wertvolle Kenntnisse besaß, war Immanuel Kant. Die Physik hatte im 18. Jahrhundert große Fortschritte gemacht. Man war durch Beobachtung und Experimente hinter die Geheimnisse der Bewegung und des Falles gekommen. Die Lehre von der Anziehungskraft aller Körper, das sogenannte Gesetz der Trägheit und manches mehr warfen einiaes Licht auf die Vorgänge im Weltraum. Mit diesen noch unvollkommenen Hilfsmitteln baute nun Kant ein äußerst geistreiches System der Weltentwicklung auf und veröffentlichte es in dem ersten seiner größeren Werke, in der berühmten Naturgeschichte und Theorie des Himmels. Kant ging von dem wüsten Arnebel aus, in dem nichts anderes vorhanden gewesen sein soll als ein wenig Bewegung und die heute noch wirkenden Naturgesetze. Seine Anschauungen haben bis vor wenigen Jahren noch die meisten Naturwissenschaftler befriedigt.

Kurz nach ihm und ohne Kenntnis von Kants Theorie entwickelte der geniale französische Mathematiker Laplace ein ganz ähnliches System, das jedoch viel anspruchsloser gehalten und auch viel weniger durchgebildet war als das von Kant. Laplaces Anschauung war nur in groben Strichen skizziert und wollte auch nur so verstanden sein. Völlig falsch war es, die beiden ähnlichen Anschauungsweisen

zu einer gemeinsamen Kant-Laplace'schen zusammenzuerwerfen, die es gar nicht gibt und geben kann. Zwei Birnen und drei Äpfel sind bekanntlich fünf Stück; man kann sogar sagen: es sind fünf Obstfrüchte, aber niemals: es sind fünf Äpfel-Birnen oder dergleichen. Kants Lehrgebäude und Laplaces Lehrgebäude sind zwar zwei Lehrmeinungen, aber nicht eine Kant-Laplace'sche Theorie. (Schluß folgt.)

o o o

Die Tiere und der Mensch.

Ein arabisches Märchen.

Es war vorzeiten ein Pfau, der wohnte mit seiner Gattin in einem großen Wald am Ufer des Meeres. Bei Tag flogen sie umher, um Nahrung zu suchen, bei Nacht aber verbargen sie sich auf einem hohen Baum aus Furcht vor den wilden Tieren. So lebten sie lange fort, bis ihnen einmal der Gedanke kam, einen anderen Wohnort zu suchen, wo sie sicherer und ruhiger leben könnten. Da kamen sie auf eine fruchtbare Insel, die reich an Bäumen und Gewässern war, ließen sich dort nieder, aßen und tranken.

Auf einmal kam eine Ente zu ihnen, die gar ängstlich aussah und furchtbar zitterte. Der Pfau dachte: Dieser Ente ist sicher etwas Schlimmes begegnet; er flog von seinem Baume herunter, grüßte sie und bat sie, ihm zu erzählen, was ihr begegnet sei. Die Ente erwiderte seinen Gruß und sagte: „Schlüge mich vor den Menschen und sei selbst auf deiner Hut! Wie froh bin ich, in eurer Nähe zu sein. Laß nur auch dein Weib heruntersteigen, damit es höre, was mir zugestoßen ist.“

Das Weibchen kam nun auch vom Baume herunter, hieß die Ente willkommen und sagte zu ihr: „Sei ohne Furcht, woher soll ein Mensch auf diese Insel mitten im tobenden Meere kommen? Sei nur ganz ruhig, es kann niemand zu uns gelangen; erzähle mir, was dir zugestoßen ist, und warum du die Menschen so fürchtest.“

Da begann die Ente: „Wisse, o Pfau! Ich bringe nun schon mein ganzes Leben in Sicherheit auf dieser Insel zu und mußte von nichts Bösem. Eines Nachts erschien mir im Traum ein Mensch, der sich mit mir unterhielt; darauf hörte ich eine Stimme, die mir zurief: „O Ente, hüte dich vor dem Menschen! Laß dich nicht verführen durch seine süßen Worte, denn du hast nur Unglück von ihm zu erwarten, weil er gar zu listig ist. Nimm dich wohl in acht,

denn wisse: Durch List fängt der Mensch die größten Meerungeheuer, mit seiner Plinte zieht er die Vögel aus der Luft zu sich herunter, und selbst den Elefanten stürzt er in eine Grube. Niemand ist vor der List des Menschen sicher, nicht Fisch, nicht Vogel, kein zahmes und kein wildes Tier.'

„Nachdem ich dies gehört hatte, erwachte ich voller Angst und konnte, teure Schwester, mich den ganzen Tag nicht fassen. Ich hatte weder Lust zu essen noch zu trinken, so sehr setzte mich die Bosheit des Menschen in Schrecken. Ich lief also unruhig umher, bis ich an die Höhle eines jungen gelben Löwen kam. Dieser freute sich über die Mahen, als er mich ankommen sah, denn meine Farbe und schöne Gestalt gefielen ihm sehr gut; er hieß mich näher treten und fragte mich nach Namen und Geschlecht. Ich sagte: Ich heiße Ente und gehöre zum Geschlecht der Vögel. Ich fragte den Löwen, warum er hier sei? Er antwortete: Mein Vater, der Löwe, warnt mich schon lange vor den Menschen. Nun sah ich heute nacht im Traum einen Menschen, mit dem ich mich sehr gut unterhielt. Zwar hörte ich eine Stimme, die mich vor ihm warnte, aber er gefiel mir so gut, daß ich hier warten will, bis ich einen Menschen sehe. Ich weiß nämlich, daß hier zuweilen Menschen vorüberkommen.'

„Als der Löwe zu reden aufgehört hatte, sagte ich zu ihm: Sei auf deiner Hut und suche dem Menschen auszuweichen, denn seine List ist allmächtig. Ich warnte den Löwen so lange, bis er sich endlich entschloß, mit mir wegzugehen. Als wir eine Weile miteinander umhergelaufen waren, sahen wir einen großen Staub, der uns immer näher kam, und endlich entdeckten wir einen umherirrenden Esel, der bald stampfte, bald in die Höhe sprang, bald schrie. Der Löwe rief ihn an: ‚Wie heißt du, blödsinniges Tier, wie kommst du hierher und warum springst du so?‘ Der Esel antwortete: ‚O mein Prinz, ich heiße Esel und komme hierher aus Furcht vor dem Menschen. Denn der Mensch ist ein Unheil von den allergrößten, ein wahres Verderben der Tiere.‘ — ‚Fürchtest du, daß ein Mensch dich töte, oder zerreiße?‘ fragte der Löwe. — ‚Bei Gott, o Prinz!‘ rief der Esel, ‚ich fürchte, weder von ihm getötet noch zerrissen zu werden, aber er gebraucht List, um auf mir zu reiten und mich zu beladen. Da hat er etwas, das er Decke nennt, das legt er auf meinen Rücken, dann hat er so ein Leder, das er Gurt nennt, damit umgürtet er mich, dann hat er etwas zum

Sitzen, das er Sattel nennt, und einen Riemen, den er unter meinen Schweif legt; auch steckt er mir in meinen Mund ein Stück Eisen, das er Zaum nennt. Er macht einen Stachelstock, mit dem er mich antreibt, so daß ich laufen und tragen muß über meine Kräfte. Stolpere ich, so schmäht er mich; schreie ich, so flucht er, und gehe ich etwas langsam, so schlägt er mir die Rippen auf. Wenn ich alt werde, macht er mir einen groben hölzernen Sattel und übergibt mich den Wasserträgern, die mich mit Wasserschläuchen und großen Krügen beladen. So lebe ich bei den Menschen in Mühseligkeit und Glend und Erniedrigung, bis ich sterbe. Da wirft er mich auf einen Schutthaufen den Hunden zur Speise. Gibt es wohl eine größere Qual als meine?'

„Als ich“, fuhr die Ente in ihrer Erzählung fort, „diese Worte des Esels hörte, ergriff mich ein furchtbarer Schauer und eine noch größere Furcht vor den Menschen, und ich sagte zum Löwen: Bei Gott, der Esel hat Ursache, den Menschen zu fürchten. Der Löwe fragte dann den Esel, wo er hingehe? ‚O mein Prinz,‘ erwiderte der Esel, ‚ich fliehe von hier, so schnell ich kann, denn ich habe vor Sonnenaufgang in der Ferne einen Menschen erblickt.‘

„Während der Esel noch redete und eben von uns Abschied nehmen wollte, entdeckten wir eine dichte Staubwolke in der Ferne. Der Esel schrie laut auf und blickte nach der Wolke hin. Auf einmal kam aus ihr ein schönes schwarzes Pferd hervor, das scheu und ängstlich umherlief. Als es in die Nähe des Löwen kam, empfing er es mit Achtung und sagte: ‚Wie ist dein Name, verehrtes Tier, und warum irrst du so umher?‘ Das Pferd antwortete: ‚O Herr der Tiere! Man nennt mich Pferd, und ich bin auf der Flucht vor dem Menschen.‘ Der Löwe rief ganz erlautet: ‚Bei Gott, was sagst du mir da? Das ist eine Schande für dich, du bist ja so stark, so groß und dick, und doch fürchtest du dich vor dem Menschen? Ich war bisher begierig, einem Menschen zu begegnen. Ich hoffte, mich an seinem Fleische zu sättigen und meinen Durst an seinem Blute zu stillen, um dieser schwachen, zitternden Ente Ruhe zu verschaffen. Nun aber zerschneiden mir deine Worte das Herz, dein Schrecken macht mir bang, du nimmst mir die Luft, mich mit dem Menschen zu messen. Du bist doch viel größer und siehst stärker aus als ich. Ich hatte geglaubt, du könntest den Menschen mit einem Tritte deiner Füße töten.‘ Das Pferd lachte und sagte: ‚Hüte dich wohl! vor dem

Menschen, o Löwe, und lasse dich nicht durch sein unbedeutendes Aussehen betröben. Mir hilft weder Stärke, noch Größe, noch Breite. Der Mensch macht aus List und Bosheit etwas, das man Pfahl nennt, und etwas, das Strick heißt, aus Paimfasern mit Filz geflochten und stark gedreht. Den Pfahl befestigt er in dem Boden, und mit dem Stricke bindet er meine Füße an. Mit einem zweiten Stricke, der in der Höhe an einen Pfosten gebunden wird, zieht er meinen Kopf aufwärts. So muß ich denn wie gekreuzigt auf den Füßen stehen und kann weder liegen noch schlafen. Will der Mensch auf mir reiten, so legt er mir etwas auf, das man Sattel nennt, und woran spitze Eisen befestigt sind, die Steigbügel heißen. Der Sattel wird mir durch zwei Riemen um den Leib geschnürt, dann bekomme ich auch noch ein Eisen in den Mund, Gebiß genannt, daran befestigt man Riemen, die man Zügel nennt. Wenn der Mensch, der auf mir reitet, diese in die Hand nimmt, so zieht er mich hin, wo er will, und spornt mich dabei, daß mir die Flanken bluten. Frage nur nicht, mein Prinz, wieviel ich von klein auf vom Menschen erdulden muß. Wenn ich alt und mager werde, so verkauft er mich einem Müller, bei dem ich im Kreise umhergehend Weizen und Gerste mahlen muß Tag und Nacht. Bin ich auch dazu nicht mehr tauglich, so werde ich geschlachtet, meine Haut und mein Schwanz werden dem Siebmacher verkauft, mein Fett wird geschmolzen und mein Fleisch wird auf allen Straßen ausgeschrien. Wenn es aber nicht gut abgeht, so mischt es der Mehger mit Efel- und Maulsefleischn und kocht es mit Essig, um den schlechten Geruch zu vertreiben.“

(Schluß folgt.)

o o o

Herr Frühling.

Herr Frühling zog ins Land hinein,
Der fürsiliche Gefelle,
Mit goldenen Locken kraus und fein,
Mit Augen sternenhelle.
Sein Kößlein war ein Schmetterling,
Darauf er saß mit Lächeln,
Und vor ihm her als Page ging
Ein lustig Maienfächeln.

Und als er kam in einen Wald,
Da war es öd und traurig;
Als wär' es ihnen gar zu kalt,
Standen die Bäume schaurig.

Er aber sah den Wald sich an
Und sprach: „Hier will ich hausen!“
Sah Tal hinab und Berg hinan
Und sprach: „Hier will ich schmausen!“

Mailäuftchen flog gen Himmel schnell,
Da riß der Wolkschleier.
Die goldne Sonne lachte hell
Zur süßen Frühlingsfeier.
Mailäuftchen flog hinab ins Tal,
Die Quellen ließ es springen,
Das gab im ersten Sonnenstrahl
Ein Klauschen und ein Klingeln.

Und in den wecken Blättern drauf
Wie regt es sich behende!
Sie sprossen, keimen, blühen auf
Als grüne Laubenwände.
Dazwischen ward von grünem Moos,
Drin duft'ge Beeren lagen,
Gesieckt mit Blumen klein und groß,
Das Tischtuch aufgeschlagen.

Und in den Bäumen bauten bald
Die Böglein ihre Nester;
Das war, versteckt im Blütenwald,
Ein lustiges Orchester.
Doch wenn mit lautem Sang und Klang
Die Böglein sich ermattet,
Da wird ein Lied, nur nicht zu lang,
Den Fröschen auch verstattet.

Als nun der Mai mit munterm Sinn
Die Tafel sah bereitet,
Da schickt er schnell zum Küster hin,
Daß er die Tischglocke läutet;
Der Kuckuck rief, und nah und fern
Nachhallt es in den Gründen,
Allüberall den edlen Herrn,
Den Frühling anzukünden.

So sitzt er nun beim frohen Schmaus,
Der fürsiliche Gefelle,
Mit goldnen Locken fein und kraus,
Mit Augen sternenhelle.
Und wie ein König mild gesinnt,
Lädt er uns all zum Feste;
Doch Dichter und die Jugend sind
Die rechten Ehrengäste.

Robert Bruns.

Verantwortlich für die Redaktion:
Frau Clara Settin (Bundel), Wilhelmshöhe,
Vost Degerloch bei Stuttgart.

Druck u. Verlag J. G. W. Nees Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.